

**Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 – 1933**

**von**

**Konrad Theodor Preuss**

(02.06.1869 – 08.06.1938)

Karl-May-Jahrbuch 1928  
Hrsg. L. Gurlitt + Euchar A. Schmid

[Stromfahrten unter den  
Indianerstämmen Süd-Kolumbiens](#)

---

Karl-May-Jahrbuch 1930  
Hrsg. L. Gurlitt + Euchar A. Schmid

[Das Sonnenfest der Prärie-Indianer](#)

---

Prof. Konrad Theodor Preuss, Leiter der Nord- und Mittelamerika-Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde, war ein deutscher Ethnologe, der längere Zeit unter indigenen Völkern in Amerika gelebt hat. Zu Leben und Werk siehe [https://de.wikipedia.org/wiki/Konrad\\_Theodor\\_Preuss](https://de.wikipedia.org/wiki/Konrad_Theodor_Preuss)

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Einfügungen sind in [ ] eingefügt.

## **Stromfahrten unter den Indianerstämmen Süd-Kolumbiens**

Von Prof. Dr. K. Th. Preuß, Direktor am Staatlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

Um die Wende des Jahres 1913/14 hatte ich 3 Monate am oberen Laufe des Magdalena nahe seiner Quelle im südlichen Kolumbien zugebracht, um dort die einem unbekanntem Volke zugehörigen Steinriesen und Höhlentempel auszugraben, die zwar seit etwa 70 Jahren in einzelnen Exemplaren bekannt, aber in ihrer Ausdehnung nie eingehender untersucht worden waren. Das paradiesische Klima jener Gegend in Höhenlagen von 1700 – 2000 Metern, das Umherstreifen innerhalb eines weiten Gebiets auf der Suche nach immer neuen steinernen Statuen und wochenlanges Ausgraben an einzelnen ergiebigen Stellen in der sonnigen offenen Ebene wie in dem geheimnisvollen Dunkel des Urwalds hatten im Verein mit den reichen Ergebnissen meiner Tätigkeit mich dauernd in einer genußreichen Spannung erhalten. Nun aber hies es Abschied nehmen von diesem mir lieb gewordenen Leben und den treuen Menschen, die mir bei meinen Arbeiten geholfen hatten, weil die herannahende Regenzeit jede Tätigkeit im Freien unmöglich machte.

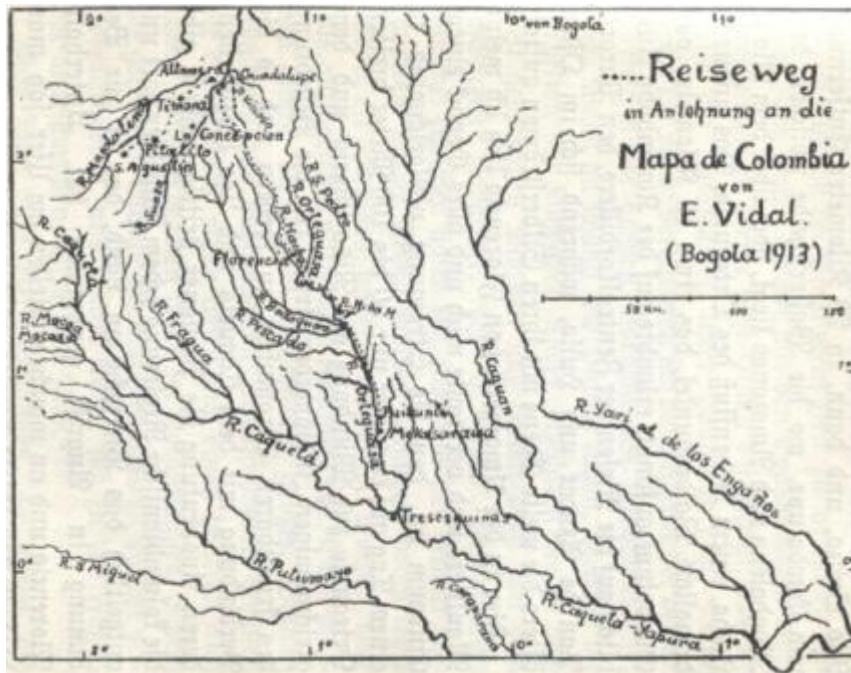
Es war daher die Zeit gekommen, von dem Studium der Kulturreste vorgeschichtlicher Indianer zu den Untersuchungen unter den noch heute lebenden Stämmen überzugehen, in deren Hütten man sich geborgen vor Sturm und Regen der Beobachtung ihres Lebens und der Aufzeichnung ihrer Ueberlieferungen und Gesänge widmen konnte. Eine neue, reizvolle, ganz anders geartete Tätigkeit erwartete mich. Das Skelett einer toten Kultur, wie ich es durch meine Ausgrabungen am Magdalena kennengelernt hatte, sollte gewissermaßen mit blühendem Fleisch ausgestattet und aus dem Seelenleben der Lebenden die Gedanken geschöpft werden, die jene alte Kultur unserem Verständnis näher bringen konnten. Weiter aber lockte und reizte das unermeßliche Urwaldgebiet jenseits der Ostkordillere mit ihren zum Amazonas in endlose Weiten sich ergießenden Strömen, die gerade zur Regenzeit bis in ihre kleinsten Adern hinein dem Verkehr zugänglich wurden. Zudem galt es, die schneckenartige Bewegungsart der Lastmaultiere mit der Beweglichkeit des Einbaums zu vertauschen.

Dort im Osten erschien auch das Studium der Indianer am vielversprechendsten und am leichtesten zu erreichen. Ich wollte versuchen, auf einem neu angelegten Weg über die Ostkordillere zwei Dörfer der Uitoto, Flüchtlinge vom Caraparaná, einem nördlichen Nebenfluß des Iça, zu erreichen, die sich an der Mündung des Niña Maria in den Ortegusa niedergelassen hatten. Die Ausdehnung dieses eine gesonderte Sprache sprechenden Stammes, der zwischen Caraparaná und Igaraparaná, zwischen Iça und Caquetá (Yapurá) und darüber hinaus wohnt, seine große Zahl, die von 20 000 bis zu phantastischen 240 000 angegeben wird, die wenigen Nachrichten, die wir von ihm besitzen, alles ließ mir das Studium von Angehörigen dieses Stammes besonders wünschenswert erscheinen, und die Möglichkeit, weiter flußabwärts mein Heil bei den Tama und den Coreguaje zu erproben, machte mir meinen Plan noch begehrenswerter.

Bis Altamira benutzte ich denselben Weg am Ostufer des Magdalena nordwärts, auf dem ich nach Süden gekommen war. Von Altamira biegt der Weg nach Südosten und Süden um (siehe die Kartenskizze), erreicht jenseits des Rio Suaza das anmutige Städtchen Guadalupe, wo der neue Weg von 105 Kilometer Länge über die Ostkordillere beginnt, der in drei Tagen über etwa 2800 Meter Höhe zu dem aufblühenden Dorfe Florencia am Ostfuß des Gebirges führt. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen als diesen Pfad inmitten des üppigsten Tropenwaldes, zuerst über dem Tal des Rio Vicioso, eines Nebenflusses des Rio Suaza, und dann, in 28 Kilometer Entfernung von Guadalupe, wo die Wasserscheide zwischen dem Magdalena und Amazonas liegt, hoch über dem Rio el Hacha, einem Nebenfluß des Ortegusa. Das undurchdringliche Waldesdunkel, das etwa 15 Kilometer von Guadalupe anfängt, erlaubte auf der Kammhöhe Ausblicke auf die Riesen der Zentralkordillere, den Puracé, Pan de Azucar und Huila, während sich im Osten öfters die weite Ebene mit ihren Silberströmen auftat.

Hier in der Umgegend von Florencia ließ ich meine Maultiere und vertraute mich und alles Gepäck einem Einbaum an, den die Strömung pfeilgeschwind in einem Tag auf dem hier nur 50 bis 100 Meter breiten Ortegusa zur Mündung des Niña Maria und dem gleichnamigen Indianerdorf trieb. Um die Besiedlung des

fruchtbaren Stromufers zu fördern und so die Verbindung mit dem Caquetá und Iça herzustellen, deren Ausbeutung die Peruaner strittig machen, gibt die kolumbianische Regierung jedem Ansiedler dort



unentgeltlich das Vierfache an Land, das er zur Bebauung in Angriff genommen hat. Unterhalb Florencia und an manchen Stellen am Ufer sah man deshalb den Wald bereits niedergelegt und einzelne Hütten erbaut, in deren Nähe Juka, Mais, Zuckerrohr, Bananen, Ananas u. a. angepflanzt wurden. Auch der Cacao silvestre gedeiht sehr gut, ohne von Schädlingen heimgesucht zu werden, und erzielt jenseits der Sierra einen guten Preis. Ebenso ist die Gegend für Viehzucht sehr günstig. Die unberührte, ich möchte sagen heilige Stille des Tieflandstroms lernte ich daher auf dieser Tagesfahrt noch nicht kennen, doch gab mir der erste Eindruck, den ich von den Uitóto-Indianern empfang, inmitten dieser Umgebung noch so viel Ursprüngliches, daß ich zunächst bei ihnen mein Heil zu versuchen beschloß. Sie waren gerade mit den wochenlangen Vorbereitungen zu ihrem Fest Ókima beschäftigt, das die Reife der Jukawurzel, ihrer Hauptnahrung, feiert. Nacht für Nacht vereinigten sich die Männer der beiden Dörfer in der großen Vorhalle des Pfahlbaus, auf dem, Wand an Wand, die Hütten lagen, berieten die Arbeiten des folgenden Tages, erzählten die zu dem Fest gehörenden Mythen und leckten dazu von dem schwarzen Tabaksaft, der in einer gemeinsamen Muschel zwischen ihnen lag, indem sie den Finger eintauchten. Lange Reden wurden gehalten, deren letzte Worte oft von einem anderen wiederholt wurden, oder alle antworteten mit einem kräftigen uyé. Dazu wurden öfters die beiden verschieden großen Signaltrommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen gerührt, die entsprechen einen tiefen und einen höheren Ton gaben, ununterbrochen tönte der Kokastampfer, in dem die gerösteten Blätter des Kokastrauches zu Pulver zerstoßen wurden, und dunkel wälzte sich zu den Füßen der angeschwollene gurgelnde Fluß.

Man kann diese Versammlungen, zu denen sich wiederholt auch die Bewohner des zweiten Dorfes einfanden, wohl eine Art Parlament nennen. Nicht nur war die Disziplin in der Redefolge eine vollkommene, sondern es konnte auch jeder zu Wort kommen, der etwas zur Sache vorzubringen hatte. Aller Gedanken waren auf die gemeinsamen Angelegenheiten gerichtet, und nie kam auch nur der geringste Streit in diesen oft 40 Männer umfassenden Versammlungen vor. Es ist freilich zu bedenken, daß die Indianer sich in einer heiligen Festzeit befanden und einer der Häuptlinge zugleich der Herr des Festes war,



Das untere Uitóto: Dorf Niña María

dem als Kenner der heiligen Ueberlieferungen ein besonderes Uebergewicht zufiel. Das einigende Band dieser Männergesellschaft bildete zudem das gemeinsame Lecken des zauberischen Tabaksaftes, das wie eine Art Eid alle Teilnehmer zur Mitarbeit und zur Geheimhaltung aller Beschlüsse verpflichtete. Trotzdem war die vollkommene Ruhe und Sachlichkeit der Verhandlungen geeignet, einen großen Eindruck auf den Fremden zu machen, der an das grenzenlose Auseinandergehen der Meinungen in unseren Parlamenten und an unerfreuliche laute Zwischenspiele darin gewöhnt war. Jüngere Leute unter den Indianern durften auch gar nicht an den Versammlungen teilnehmen und hatten daher auch keine Kenntnis der heiligen Stammesüberlieferungen.

Erst nach dem Fest, 14 Tage nach meiner Ankunft, konnte ich in ein festes Arbeitsverhältnis kommen, das ebenfalls in einer solchen Versammlung in meinem Beisein zustande gebracht war. Dann galt es, nach und nach die abergläubischen Bedenken im einzelnen zu überwinden, die besonders mein Hauptmythenerzähler und Sänger Rosendo oder Rígasedyue gegen die Preisgabe seiner Kenntnisse an einen Fremden hegte, und ihn in die Methode des Diktierens einzuführen, was bei seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der spanischen Sprache nicht leicht war. Den Weg zu seinem Herzen bildete der Phonograph, aus dem er mit sichtlicher Befriedigung seinen eigenen Gesang herausschallen hörte. Als ich dann noch den Unwillen meiner beiden indianischen Dolmetscher über meine ihnen überflüssig erscheinenden vielen Fragen besiegt hatte, habe ich nirgends, selbst bei meinen ausdauernden Cora, Huichol und Mexicano in der mexikanischen Sierra del Nayarit nicht, in so kurzer Zeit solche Massen einheimischer Texte von Mythen und Gesängen zu Papier gebracht und übersetzt wie hier, namentlich nachdem Ende Mai die ganze Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder, in ihren Kanus zum Kautschuksammeln gefahren war und mich mit meinen Spezialfreunden in ungewohnter, fast gespenstiger Stille zurückgelassen hatte.



Der Sänger und Mythenerzähler Rosendo

Die Regenzeit ist für den Indianer die Zeit der Bewegung, da man dann leichter weit in alle Flußläufe eindringen kann, und auch ich wählte eine Pause in dem herniederströmenden Regen, um durch eine Sammelreise zu den weiter stromabwärts wohnenden Tama und Coreguaje die einförmige Schreibearbeit zu unterbrechen. Mitte Juni fuhr ich mit Uitóto-Ruderern den immer breiter und majestätischer werdenden Orteguasa hinab und hatte in wenigen Stunden die letzten kümmerlichen Einzelsiedlungen der Weißen hinter mir. Jetzt war der ersehnte Augenblick gekommen, wo ich auf dem Strom treibend in Ruhe die ungebändigte Natur der Urwälder genießen konnte, die ich am oberen Magdalena gleichsam in ihren Armen in mühsamer Wanderung auf engen verwachsenen Pfaden kennengelernt hatte. Strom und Wald liegen hier in beständigem Kampf. Bald ging es durch enge, von den beiderseitigen Baumriesen fast bedeckten Kanäle, bald längs des Ufers oder in der Mitte des etwa 300 Meter breiten Stromes, in dem große, sich stetig verändernde Sandbänke mit einem Gewirr von Stämmen und Aesten am oberen Ende die Seichtigkeit des Flußbettes anzeigen. Von weitem heben sich manche Palmen und andere Bäume wie Könige aus der Umgebung heraus, in der Nähe schätzt man sich glücklich, es nicht nötig zu haben, das undruchdringliche Gewirr der Ranken und Zweige des Ufers zu betreten, von dem schon beim Vorüberfahren ab und zu höchst unangenehm beißende Ameisen herabregneten. Ich konnte mich so auch praktisch in die eingehenden Schilderungen des Indianerlebens einfühlen, wie sie häufig in den aufgeschriebenen Mythentexten vorkommen.

Ein Tapir, der im Wasser schwamm, und den ich erlegte, zeigte die Spuren der Tatzen eines Jaguars und war so mit Ungeziefer gesegnet, daß wir ihn im Wasser nachschleppen mußten. An anderer Stelle lag wie ein aufgerolltes Schiffstau eine etwa 2 Meter lange gefleckte Schlange am Ufer, die nach einem Schuß reichlich blutend im Wasser verschwand. Plötzlich ein donnerähnliches Krachen: ein Urwaldriese hatte sein Leben geendet und war bei gänzlicher Windstille umgefallen, alles in seinem Sturz mit sich reißend. Derartiges soll nicht selten vorkommen und selbst den Schiffer zuweilen gefährden. Die Nacht verbrachten wir auf einer großen Sandbank mitten im Fluß, von der wir ein Krokodil als einzigen Bewohner verscheucht



hatten. Der ausgestirnte Himmel benahm uns die Furcht, daß ein plötzliches Anschwellen des Flusses unserem Nachtlager ein nasses Ende bereiten könnte. Noch kämpfte das Licht des abnehmenden Mondes mit der Dämmerung, als wir uns im Genuß des wunderbaren Erwachens der Natur zur Abfahrt bereiteten, und vier Stunden später tauchte das auf erhöhtem Ufer gebaute, aus fünf Giebelhütten bestehende Dorf der Tama und Coreguaje mit Namen Puikunti auf.



Tama-Häuptling Julio im Festschmuck



Uitoto-Indianer im Festschmuck



Flötenbläser beim Okima-Fest

Auch hier wäre eine gute Gelegenheit zu eingehenderen Studien gegeben, denn die Bewohner waren nicht nur den Verkäufen ihrer ethnologisch sehr interessanten Habseligkeiten zugeneigt, sondern der Häuptling Julio oder Kudyi-uekó (großer Loro), der selbst spanisch sprechen konnte, schien auch zu Sprachstudien und Textaufnahmen willfährig und geneigt zu sein. Nur waren die Windstille bei brütender Hitze und die Moskitoplage noch unangenehmer als in Niña Maria, und es gab hier auch die blutsaugenden Fledermäuse, die gleich in den ersten Nächten an einem Zeh meines kolumbianischen Dieners ihre Kraft erprobten. Doch auf langwierige Studien durfte ich mich meiner übrigen Pläne wegen nicht mehr einlassen und nahm nur außer der üblichen Wörterliste mit Behagen alles Fremdartige in diesem scheinbar von kolumbischen Einflüssen ganz unberührten Dorf auf. Sie waren ein ganz anderer Menschenschlag als die Uitoto, heller und größer als diese, vielfach in jugendlichem Alter braunhaarig, mit stark behaarten Armen und Beinen. In ihrem Sprachschatz findet sich eine ganze Anzahl Worte der Tukanostämme Koch-Grünbergs vom Rio Uaupes. Weit vorstehende Federstäbe über dem Ohr und im Ohrläppchen, sowie federgeschmückte Nasenstäbe geben ihnen ein sonderbares Aussehen. Schöner Federschmuck für Feste und Zeremonien, geschmackvoll geformte und bemalte dünnwandige Gefäße und vieles andere entzückten mein Auge. Auch die Heimat der bemalten Ruder, die wir schon bei den Uitoto kennen lernten, war hier, wie die Leute überhaupt als Ruderer einen großen Ruf genießen. Ihre Blasrohre hielten sie so wert, daß sie von Flinten beim Eintausch dafür nichts wissen wollten und nur zu ungeheurem Preis eins zu erlangen war. Es sei hunderte Jahre alt und habe sich auf Generationen vererbt, sagte man. Kleinere Jagdbeute, die damit erlegt war, wurde zahlreich ins Dorf gebracht. Doch war ihnen der Tapir, den wir unterwegs im Wasser schwimmend angetroffen und geschossen hatten, ein willkommenes Geschenk.

Von den 55 Individuen des Dorfes waren die meisten Tama, sprachlich und körperlich ganz nahe Verwandte der Coreguaje, während in dem eine Talstunde unterhalb gelegenen Dorf Mekasarauá, dem wir später ebenfalls einen Besuch abstatteten, die Bewohner, 30 an Zahl, meist aus Coreguaje bestanden. Julio war zugleich Häuptling des unteren Dorfes. Hier waren mehrere Carijonafrauen, Angehörige eines Karibenstammes, mit Tamaleuten verheiratet, darunter auch ein noch sehr junges hübsches Kind von etwa 12 Jahren. So sehr mich die weitere Fahrt stromabwärts lockte, so mußte ich doch immer mit der beschwerlichen, die drei- bis vierfache Zeit in Anspruch nehmenden Bergfahrt rechnen, was mich nicht rechtzeitig zur Vollendung meiner Textaufnahmen unter den Uitoto und zu den Ausgrabungen in der herannahenden Trockenzeit hätte zurückkehren lassen.

Gleich in der ersten Nacht nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, einer Krankenheilung in Julios Hütte beizuwohnen, in der ich mit fünf Familien lebte. Sein Bruder hatte Schmerzen in der rechten Brust, und der Zauberarzt Jesus von Mekasarauá sollte das Uebel herausholen. Dazu versammelten sich alle Männer des Dorfes in der Hütte mit Ausnahme derjenigen, deren Frauen guter Hoffnung waren. Die Frauen dagegen mußten sich an den Feuerstellen aufhalten, schwangere sogar das Dorf verlassen. Niemand durfte außerhalb der Hütte herumgehen. Die Hunde waren weitab angebunden. In der Hütte lagen alle Insassen in der Hängematten nebeneinander, nur der Zauberarzt mit Federkrone auf dem Haupt und einem Federstab in der Hand saß auf einer Bank, neben sich eine große Schale mit dem Visionen erzeugenden yahē-Getränk, das aus einer Liane durch Einkochen hergestellt wird. Im Lauf der Nacht wurden einige yahē-Gesänge vom Zauberarzt und von Julio gesungen, ersterer, dem man aber nichts von den Wirkungen des in großen Zügen genossenen Getränkes anmerkte, ging wiederholt in die Nacht hinaus, stieß unartikulierte Töne aus und sang zuweilen, wobei einige im Innern der Hütte anscheinend seine Worte wiederholten. Um 3 ½ Uhr morgens entstand plötzlich ein großer Aufruhr. Ein Hund hatte sich losgerissen und war nichts ahnend in die Hütte gekommen, weshalb die Zeremonie abgebrochen werden mußte. Der arme Köter wurde dafür des anderen Tages mit zusammengebundenen Beinen in den Fluß geworfen.

Trotzdem war das Ganze nicht vergeblich gewesen. Der Arzt hatte die Prognose der Krankheit festgestellt. Durch den Yahē seien ganze Horden „kleiner Menschen“, d. h. Seelen Verstorbener, angelockt worden, darunter die eines vor kurzem gestorbenen Zauberers Venancio, um dessentwillen das ganze Dorf soeben seine Wohnstätten etwas oberhalb verlassen habe. Dessen Seele habe erzählt, daß sie das Dorf nicht verlasse, weil die Mutter noch dort lebe, und daß sie den Gegenstand in des Kranken Brust versenkt habe. Dieses und anderes, was der Zauberarzt auf seiner visionären Wanderung gesehen habe, habe er in seinem nächtlichen Gesang berichtet. Er sei aber nicht stark genug gewesen, die Seele zu fassen und zu töten. Drei Nächte später holte endlich der Zauberarzt des Morgens den Gegenstand unter Hauchen und Zischen mit dem Finger aus der Brust des Kranken.

Am 22. Juni ging es wieder heim nach Niña Maria in dem frohen Gefühl, daß auch dieser Ausflug den erhofften Erfolg gebracht hatte. Die Ausdauer der beiden Tama-Ruderer, die das Kanu mit immer gleichbleibenden kraftvollen und doch graziösen Bewegungen von morgens bis abends fortstießen, ohne zu ermüden, erhöhte den Genuß der Fahrt. Dort wurden die unterbrochenen Arbeiten ohne Schwierigkeit wieder aufgenommen und mit aller Schnelligkeit bis kurz vor meiner Abreise am 13. Juli fortgeführt. Die Erinnerung an unsere Fahrt bot manchen Anlaß zur Heiterkeit, indem die Uitótoteilnehmer sich weidlich über die Krankenbeschwörung lustig machten und namentlich die gehörte Melodie des Zauberarztes unermüdlich wiederholten und so zum Eigentum der beiden Dörfer machten. In den letzten Tagen gab Rosendo vor, er sei heiser, und es war nichts mehr aus ihm herauszubringen, so daß es mir geraten schien, ohne Zeitverlust zu neuen Arbeiten überzugehen. Ich war um so unersättlicher, alles bis zum letzten aufzuschreiben, als mir hier ein neuer Typus einer Religion begegnete, der wegen seiner Grundlage in dem Mond und in den Vorfahren die Steinbilder von San Agustin zu erläutern schien. Freilich wurde mir der Zusammenhang



Im Hafen des unteren Uitoto: Dorf Niña Maria



Das obere Uitoto: Dorf Niña Maria



erst später bei der Ausarbeitung der Texte in vollem Umfang klar.

Wir haben hier einen Urhebergott, der die Erde aus einem Nichts und doch einem geheimnisvollen Etwas (naino) schuf, der dann aus ihr den Himmel erhob und die Tiere und Gewächse der Erde machte. Er heißt Moma = Vater. Erstaunlicher ist aber, daß er gewissermaßen die Weltordnung in sich verkörpert, denn es heißt von ihm in den Texten „Das Wort – d. h. der Inbegriff der kosmischen Ordnung – gab dem ‚Vater‘ den Ursprung“, gleichwie das Johannesevangelium es ausspricht: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Die Menschen aber kamen aus einem Loch im Osten der Erde und brachten das Wort, das ihnen der Vater gab – d. h. die Gesänge und Zeremonien, um die Welt zu lenken – auf diese Erde mit. Trotzdem er ohne Vater und Mutter entstand und alles auf der Welt aus ihm hervorging, mußten er und die Menschen sterben, weil einer der Vorfahren, Húsiniamui, an den Himmel ging und das gute Feuer mitnahm, dagegen den Menschen das schlechte Feuer zurückließ. Húsiniamui stirbt daher nicht, er ist die Sonne, der Urvater ist der Mond, und die Menschen sind die Mondleute, oder besser gesagt: Húsiniamui zeigt das Schicksal der ewigen Sonne, die nicht stirbt, während der Urvater das Geschick des sterbenden, aber sich immer wieder erneuenden Mondes hat. In der Tat sagten auch die Uitoto: er ist der Mond. Als solcher kommt seine Seele jedes Jahr in die sich erneuenden Früchte und kehrt, wenn sie abgeerntet sind, in die Unterwelt zurück, wo auch die verstorbenen Vorfahren unter den Füßen der Lebenden wohnen.



Trommeln der Uitoto



Uitoto-Frau

Am Fest úike (= Katuschukball), dem Fruchtfest, wird das Erscheinen seiner Seele in den Früchten und in dem Katuschukball, mit dem man Ball spielt, gefeiert. Es ist das Fest des Vollmondes. Am Fest dyádiko, wo die Tänzer auf einem dünn geschabten, mit Klötzen an den Enden gestützten Baum (dyádiko) tanzen, bis er zerbricht, wird in dem Zerbrechen des Baumes, in dem sich ebenfalls Momas Seele befindet, das Vergehen des Mondes dargestellt. Auch dieser Vorgang ist religiös notwendig, damit sich alles auf Erden erneuern kann. Am Fest ókima, dem Fest der Reife der Juka, die das Hauptnahrungsmittel bildet, tritt man mehr mit den Vorfahren unter der Erde in Verbindung, indem man beim Tanz fest aufstampft und unter anderem mit Knütteln taktmäßig auf den Erdboden stößt. In einem Tanz wird aber auch hier das Werden des Mondes zum Ausdruck gebracht: wenige Tänzer fangen in einem Kreissegment zu tanzen an, das sich durch Hinzutritt immer neuer Tänzer allmählich zu einem Kreis rundet. Das Fest fand beim Hervorkommen des neuen Mondes statt.

Auf diese Weise ist Moma für die Religion alles, Húsiniamui trotz seiner Unsterblichkeit nichts. Aus dem Wesen des Urvaters ging und geht nicht nur alles hervor, sondern er ist auch der Urvater, der den Menschen die Ueberlieferungen, Gesänge und Geräte für die Feste hinterlassen hat. Húsiniamui, „der Herr des Kampfgetümmels“ (húsinia) ist nur das Vorbild des Menschenfressens, das an dem Fest ‚bai‘ gefeiert wird, wenn man nach dem Genuß der im Kampf erschlagenen Feinde die diese rächenden Dämonen unschädlich macht. Er kämpft bei Sonnenaufgang gegen die Mondleute, denen er durch das Zuziehen eines Netzes die Köpfe vom Rumpf trennt. Diese fallen dann in das Netz und werden von Húsiniamui gekocht, damit er die Zähne entfernen und zu Halsbändern aufreihen kann, wie es die Uitoto zu tun gewohnt waren.

Die Körper aber fallen zu Boden und werden von den himmlischen Aasgeiern, Húsiniamuis Männern, verzehrt, sobald sie genügend in Verwesung übergegangen sind. Wenn die Sonne einen Hof zeigt, so hat sie ihre Halsband aus Zähnen angelegt. Dann ist es Zeit, Feinde zu töten.

Ich muß es mir versagen, hier auf die Textstellen der Gesänge und feststehenden Ueberlieferungen zu den Festen näher einzugehen, aus denen das Gesagte klar ersichtlich ist<sup>1</sup>. Nur zur Charakterisierung führe ich einen Gesang an den Urvater an, aus dem hervorgeht, daß man gelegentlich seiner dankbar gedenkt, und dann den Menschenfressergesang Húsiniamuis.

#### Gesang an den Urvater

„Nun erzählt Geschichten, denn es blühten die Blumen, indem der Vater in der Unterwelt gutes Wasser auf die Erde brachte. Ihm – wem sonst? – entsprang das Wasser, daß die Blumen schön blühten. Damit das Scheiding (die Frucht) schwebe, täuschte er uns, indem er nach der vorigen Ernte in die Unterwelt entwich.“

Die Seele der Früchte ist zugleich die Seele des Urvaters, und diese hält sich bis zur neuen Ernte in der Unterwelt auf.

#### Gesang Húsiniamuis

1. „Dort unten hinter den Kindern der Menschen vor meinem blutigen Orte des Sonnenaufgangs sind inmitten des blutigen Schauplatzes am Fuß meines Blutbaums (= das Gerüst, auf dem der Gefangene festgebunden wird, zugleich der Gefangene selbst) meine Riggai-Söhne. Dort walten sie voller Wut, zermalmen dem Gefangenen den Scheitel.“

2. „Nahe am Himmel in dem Blutstrom sind die Felsen meiner Kampfeslust (d. h. die Feinde). Dort unten auf dem Dorfplatz der ersten Menschen walten sie voll Wut und zermalmen die Gefangenen. Dort sieden sie.“

Merkwürdig ist, daß auch die Mythen nicht nur viele Mondmotive enthalten, sondern vielfach vollständig aus Mondschildern aufgebaut sind, so viele auch allgemeine südamerikanische Mythenvorgänge aufweisen. Als Beispiel sei der Mythos von der wachsenden Schlange angeführt, der die Verwandlung des kranken Mondwesens, d. h. des vergehenden Mondes, in den Dunkelmond, das Erscheinen der Mondsichel und wiederum ihr Wachsen und Vergehen schildert.

#### Die große Schlange

Unser Vater Buneiseni (= der sich hinschleppende Buneima) war von der Sonne gelähmt worden. Da ließ er sich von seinem Bruder an einen einsamen Ort schaffen und blieb dort in einer Hütte, die dieser für ihn baute. Als der Bruder den Kranken wieder besuchen wollte, war die Hütte leer, und niemand antwortete auf sein Rufen. Buneiseni hatte sich nämlich inzwischen an Tabaksaft berauscht, unter die Oberfläche des Wassers gesetzt und in eine Schlange verwandelt. So schwamm er zum Hafen seines Bruders, wo dessen beide Töchter das hübsche Tier zu fangen versuchten. Aber erst, nachdem ihr Vater ihnen ein feinmaschiges Sieb geflochten hatte, brachten sie es an sich und setzten es in ein Töpfchen, wo es sich in Wasser verwandelte. Durch die ihm gereichte Nahrung wurde es so dick wie ein Faden und dann wie eine Fingerspitze, so daß sie es in einen größeren Topf legen mußten. In einem noch größeren Topf wurde es dann armdick, und sie setzten es nunmehr in einen kleinen See und verfütterten ungeheure Mengen Jukastärke, da das Tier so hungrig war, daß es mit der Nahrung gleich die Hand und später den Arm und die Schulter des fütternden Mädchens in den Rachen faßte. In einem tiefen See wurde es beindick, dann von dem Umfang eines Kokastampfgefäßes und schließlich so stark, als ob ein Baum ins Wasser gefallen wäre. Nun ging es auf dem Ufer fort und fraß Hirsche und andere Jagdtiere, kam aber auf Lockruf herbei, sein Futter zu verschlingen. Es lebte nun in einer Höhle unmittelbar unter den Dörfern der Menschen und fing an die Vorfahren zu fressen, die zuerst auf die Erde kamen. Als man es nochmals herberief, verschlang es den ganzen Behälter mit Juka und dazu das Mädchen, das ihn darreichte. Ihr Vater Dejhoma fand im Traume das Mittel, die Schlange zu töten, rief sie herbei und sprang in ihren Rachen, den sie öffnete, um die Juka zu packen. Alle die Stämme, die die Schlange danach verschlang, verwesten nun auf seinem Körper, er aber hielt sich durch Trinken von Tabaksaft aufrecht und schnitt ganz allmählich die Bauchwand mit einer Muschel ein, die er mitgenommen hatte, ritzte aber immer nur ein bißchen, wie seine Schutzgeister es ihm sagten. Als sie ihm aber anzeigten, daß er gleich zu Hause sei, und kräftig zu schneiden befahlen, spaltete er das Bauchfell, sprang aus der Oeffnung heraus und begrüßte seine Töchter. Sein Kopf hatte sich abgeschält, und er war haarlos. Die Schlange wälzte sich am Boden.

---

<sup>1</sup> Vgl. Preuß, Religion und Mythologie der Uitoto. 2 Bde. Göttingen 1921, 1923.



#### Erläuterung:

Eine Schlange kann sehr wohl an sich in der Phantasie ein riesenhaftes Untier werden, allein alle Einzelheiten des Mythos weisen darauf hin, daß unsere Schlange den Mond symbolisiert. Buneiseni, der gelähmte Buneima, ist der zugrundegehende Mond. Er verwandelt sich unter Wasser in eine Art Nichts, das im Töpfchen zu Wasser wird (Wasser, Dunkelmond), dann so dick wie ein Faden ist (Mondsichel) und wächst allmählich ungeheuer, natürlich infolge seines fürchterlichen Fressens (Vollmond). Deihoma schneidet ebenso allmählich an der Schlange (abnehmender Mond). Beim Herausspringen ist der Held haarlos wie die Mondsichel, die keine Strahlen wirft.

\*

Wie an den Festen und in der Religion die alte Ursprünglichkeit des Stammes voll zur Geltung kam, so zeigte sich das auch schon äußerlich an der Kleidung oder vielmehr in der ziemlichen Kleiderlosigkeit, der Körperbemalung und dem Festschmuck der Männer, weniger in der Bekleidung der Frauen, die früher ganz nackt gingen, jetzt aber immer ein langes Hemd aus gekauftem Stoff tragen. Ihre Wohnweise in gewaltigen, an den Enden gerundeten Hütten, mit Giebeldach, die gewöhnlich einen Clan in der Weise beherbergten, daß jeder Familie ringsum ein Abteil zugewiesen wurde, hatten sie mit den Pfahlbauten der neuen Gegend vertauscht. Aber auch hier wohnte in der Hauptsache ein Clan, Áifuye, auf einem Pfahlbau unter seinem Häuptling zusammen, nur daß sich einzelne Familien oder einzelne Personen von andern Clans angeschlossen hatten, wie es bei einer Flucht natürlich ist. In dem zweiten Uitótodorf, eine halbe Stunde oberhalb am Fließchen Niña Maria, waren es drei getrennte Pfahlbauhütten, in deren einer Halle die beiden Signaltrommeln standen. Hier lebte im wesentlichen der Clan Dyavudyane. Im ganzen waren es 73 bzw. 58 Personen, Angehörige von nicht weniger als 31 Clans, da die Frauen so wie so immer zu andern Clans gehören müssen. Die Kinder waren fast alle schon in der neuen Heimat geboren und meist nicht älter als 3 Jahre. Ihre Lebensweise, auf Ackerbau, Jagd und Fischfang eingestellt, gestaltete sich wohl nicht anders wie in ihrer früheren Heimat, da Jagdtiere und Fische zahlreich waren. Nirgends habe ich so reiche Mahlzeiten an Wild aller Art täglich genossen wie hier, und wenn nicht die Sumpflandschaft, die schwüle Atmosphäre und die Moskitos gewesen wären, so hätte ich mich bei diesem harmlosen Völkchen, das nichts von der „Melancholie und Dürsterheit der Urwaldindianer“ zeigte, sehr wohl fühlen müssen.

Wenn der Häuptling Alejandro oder Menigetose eines Tages auf Strümpfen und mit einem Regenschirm bewaffnet in der Vorhalle einherstolzte, so konnte ich bei diesem etwas komischen Gebaren doch nicht mehr sehen als den Stolz auf Aeußerlichkeiten, den man auch in Deutschland finden kann, nur war er dort verständlicher, weil das indianische Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen auf die alten heiligen Gebräuche durch die Anerkennung der Kulturerzeugnisse der Weißen erschüttert zu werden begann. Gerade bei diesen Indianern, deren tägliches Leben einformig genug dahinfloß, konnte man die Bedeutung des geistigen Lebens für ihr Dasein besonders erkennen. Ihr unerschütterlicher Glaube an das mit ihrem gütigen Gott Moma verknüpfte Weltgeschehen, das sie durch ihre Gesänge, Tänze, Mythen und Zeremonien selber beeinflussen zu können glaubten, drückte ihnen erst seinen Stempel als Menschen einer eigenen Art auf und bildete auch die Grundlage für die Ordnung, die in ihrem Gemeinwesen herrschte. Das Ansehen ihrer Häuptlinge, die sich als Vertreter der Weltordnung sozusagen fühlten, beruhte darauf. Sie hatten die religiösen Feste ebenso wie die weltlichen Angelegenheiten zu leiten und nicht zuletzt für die Rechtspflege zu sorgen. Als einmal ein Ehegatte sein Weib unwirsch, weil sie ihm nicht das Essen zur rechten Zeit bereitet hatte, mit einem brennenden Holzsplitter ins Gesicht schlug, wurde der Uebeltäter sofort ergriffen und zunächst 24 Stunden lang in den Cepo gesteckt, dieses von den Spaniern übernommene geniale Straf- und Ernüchterungsgerät, in das die Beine unten am Knöchel in je ein Loch zwischen zwei schweren Balken eingeklemmt werden, so daß der Gefangene dauernd am Boden liegen muß und nach seiner Befreiung infolge der Beinwunden kaum gehen kann. Während dieser Zeit durfte niemand zu ihm kommen, noch mit ihm sprechen oder ihm Nahrung geben.

Die Frauen hatten es freilich nach unseren Begriffen in diesem nach Vaterrecht lebenden Clan nicht gut, zumal sie nach der Heiratsordnung aus einem andern Clan genommen werden mußten und deshalb in ihrer neuen Heimat fremd waren und nicht unter dem unmittelbaren Schutz der Verwandten des eigenen Clans lebten. Sie hatten die tägliche Arbeit des Jätens der Felder und des Einbringens der für den Unterhalt notwendigen Lebensmittel zu besorgen, während die Männer nur das Roden und das Abbrennen der Stämme vor der Aussaat vornahmen, die ebenfalls den Frauen oblag. Sie zeigten sich auch ihren Männern

gegenüber sehr gefügig. Indessen fühlten sie sich deshalb keineswegs gedrückt, sondern waren munter und frohsinnig wie jene. Die Männer waren demgegenüber aber keineswegs untätig, da sie außer ihrer Beschäftigung mit Jagd und Fischfang die Hütten, Kanus und außer den Töpfen so gut wie alle Hausgeräte anzufertigen hatten. Nur war ihre Arbeit naturgemäß nicht so regelmäßig wie die der Frauen und ließ ihnen manche freie Zeit.

Trotzdem in einem solchen Clan alle mit Ausnahme der Ehefrauen als blutsverwandt galten, hatte doch jede Familie für sich selbst zu sorgen, hatte ihr eigenes Feld mit Erdfrüchten (Juka, Name, Arracacha, Erdnüsse), Mais, Bananen, Tabak und Koka, und sogar ihre eigenen Fruchtbäume. Indessen gab es auch viele gemeinsame Arbeiten wie Roden, Haus- und Kanubau, gemeinsame größere Jagdausflüge, Fischfang mit betäubendem Lianensaft, Kautschuksammeln für die Weißen u. dgl. m., wobei den Häuptlingen nach Beratung mit den erwachsenen Männern die Zeitbestimmung, die ganze Organisation des Unternehmens und schließlich auch die Zuteilung der Ergebnisse an die einzelnen Familien zufiel. War infolge einer Jagdunternehmung viel Fleisch vorhanden, so wurde auch sehr bald alles vertilgt, obwohl man es sehr gut durch Räucherung längere Zeit hätte aufbewahren können, wie man es z. B. mit dem für die Feste besorgten Wilde tat. Im allgemeinen war man aber außerordentlich mäßig und aß im wesentlichen nur morgens und abends. Stets gab es dann Casabe, geröstetes Juka, d. h. Mandioca-Brot, das man in eine schwarze Pfefferbrühe mit Juka-Stärke oder in die gemeinschaftliche Schüssel mit Suppe tauchte. Daneben kauten die Männer den ganzen Tag Kokapulver aus den zerstampften Blättern der Kokabäumchen, das mit der Asche von Blättern des Caimaronbaumes vermischt war. Dadurch wurde das Hungergefühl während des Tages ausgeschlossen; aber auch die Frauen, denen der Genuß der Koka verboten war, aßen außer den beiden Mahlzeiten nichts weiter.

Nach den alle Gedanken in Anspruch nehmenden Vorbereitungen für das Fest Ókima, während deren ich in ihrer Mitte auftauchte, hatten sich alle wiederum der täglichen Arbeit im Haus und in der Pflanzung, der Jagd und dem Fischfang zugewendet oder lagen dem Nichtstun ob. Es war ein ewiges Gehen und Kommen. Für die Zuhausebleibenden war es ein häufig sich wiederholendes Vergnügen, die Hunde auf die einem nahe wohnenden Kolumbianer gehörenden Schweine zu hetzen, die von außen her in die den Pfahlbau umgebende Umfriedung eingedrungen waren. Sie selbst hatten nur Hühner, und diese wurden jeden Augenblick von einem der umherflanierenden Indianer mit lautem tuke, tuke nach Art der Kolumbianer herbeigelockt, ohne daß man den wie wild Herbeirennenden das erwartete Futter zuwarf. Flog eines auf den Pfahlbau hinauf, so wurde es durch Aufhängen an einem Flügel bestraft. Außerdem beschäftigte man sich mit den zahlreichen zahmen Affen, Papageien und andern Säugetieren und Vögeln, die auf dem Pfahlbau gehalten wurden. An der Anlegestelle belustigten sich beide Geschlechter häufig mit Baden. Ich selbst blieb mehr, als mir lieb war, im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. Namentlich die Frauen gebärdeten sich sehr neugierig, sobald ich mich morgens von meinem in einer offenen Halle aufgestellten Feldbett erhob und mich ankleidete. Täglich wiederholte sich dann dieselbe Unterhaltung mit ihnen, wenn ich meinen täglichen Morgenspaziergang in den Wald antrat, da sie immer wissen wollten, was ich dort zu tun beabsichtige.

Dieses Idyll nahm ein plötzliches Ende, als, wie schon erwähnt, die ganze Gesellschaft die Kanus bestieg und ein paar Monate zum Kautschuksammeln aufbrach. Die ungewohnte, meiner Arbeit sehr förderliche Stille wurde nur noch einmal unterbrochen, als bei einem Gewittersturm der mir gegenüberliegende offene Pfahlbauflügel, der jetzt verlassen war, wie ein Kartenhaus zu einem formlosen Trümmerhaufen zusammenstürzte, über dem nur noch das darüber lagernde zusammenhängende Dach seine einstige Bestimmung verriet. Ich atmete auf, als Mitte Juli meine Zeit unter diesen Indianern zu Ende war, ohne daß bei den wiederholten Stürmen dieselbe Katastrophe den von mir bewohnten Flügel ereilt hatte.

## **Das Sonnenfest der Prärie-Indianer**

Von Prof. Dr. K. Th. Preuß

Direktor am Staatlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

Für einen Museumsleiter ist es eine Freude zu beobachten, wie sich die Jugend besonders zu den toten Schätzen drängt, die den Kulturbesitz der Prärie-Indianer veranschaulichen. Sie kommt hin, weil sie ein farbenprächtiges Bild von den Trägern dieser Kultur bereits in ihrem Innern mitbringt. Nicht die Völkerkunde hat das zuwege gebracht, sondern die leuchtenden und edlen Gestalten, die ein Karl May in die Herzen pflanzte. Er hat die Seelen geöffnet, daß sie nun empfänglicher dafür geworden sind, das Menschliche aufzunehmen, das wir Wissenschaftler in dem Indianer suchen. Karl May schätze ich daher als eine Art Wegbegleiter für die Lehren der Völkerkunde, die ohne ihn vielleicht gar nicht an die Jugend herantreten könnte, da ihr zunächst manches Fremdartige, ja Abstoßende anhaftet, das aber bei näherem Zusehen ebenfalls die Menschheitsseele zeigt, die einst Karl May zu suchen ausgezogen war.

Ein kleiner Ausschnitt aus dem religiösen Leben der Prärie-Indianer wird uns das vor Augen führen.

Dazu müssen wir einen kleinen Umweg über die alten Bewohner Mexikos und ihre noch heute in einsamer Berggegend wohnenden Verwandten machen, bei denen man die alten Anschauungen noch treu bewahrt findet. Die Ausläufer der mexikanischen Ackerbaukultur und ihre Ideen haben sich nämlich bis zu den Siouxstämmen verbreitet, obwohl diese später bei ihrem Vordringen nach Westen in die Prärie durch die Büffeljagd teilweise eine andere Lebensweise angenommen hatten.

Als ich 1905 – 1907 19 Monate ununterbrochen unter den Indianern der Sierra del Nayarit in der Nähe des Stillen Ozeans lebte, um ihre Beziehungen zu den alten Mexikanern zu studieren, erlebte ich aus ihren alten mündlichen Ueberlieferungen und Gesängen, die ich in ihrer Sprache aus ihrem Munde aufschrieb, und aus ihren dramatisch bewegten Festen, an denen ich viele Nächte teilnahm, eine ganz merkwürdige Erscheinung. Was an Gewächsen aus dem Schoß der Erde aufsprießt, kommt zugleich von den Sternen des nächtlichen Himmels herab. So befindet sich bei den Cora-Indianern der Mais als die Gottheit des Abendsterns mit Namen Sáutari am Himmel, wird dann bei der Aussaat in der Zeremonie des Sätanzes in die zur Aufnahme der Saat gemachten Löcher gelegt, sprießt als Maisstaude auf, woran er als Maiskolben erscheint, und wird bei dem Erntefest von seiner trauernden Mutter, der Erd- und Mondgöttin, die zugleich selbst der Mais ist, dem Kochtopf bzw. der Röstpfanne überantwortet. So wird er getötet, und ‚es weint unsere Mutter über ihren Sohn‘. Im folgenden Gesang erscheint der Maisgott Sáutari aber wiederum am Himmel und verkündet seiner Mutter die frohe Botschaft: ‚Ich bin nicht gestorben.‘ Bei den benachbarten Huichol-Indianern aber wurde am Fest der Aussaat sogar das Herabkommen vom Himmel und die Befruchtung der Erde durch Menschen als Gottheiten des Maises mimisch dargestellt. Eine Stange, die ‚bis zum Himmel reicht‘, wurde aufgestellt, lange, gemusterte Gürtel, wie sie die Huichol tragen, wurden an der Spitze aufgehängt, die Enden ergriffen die als Weiber verkleideten Tempelbeamten, und ein alter Mann führte mimisch die Paarung mit ihnen aus. Hier sind also die weiblichen Gestalten die vom Himmel gekommenen Gottheiten des Maises, und ihre Befruchtung stellt zugleich die Befruchtung der Erde dar, da diese als weibliche Gottheit mit dem Monde und dem Mais identifiziert wird.

An den Festen im alten Mexiko kann man nach den Beschreibungen der alten mexikanischen und spanischen Berichterstatter und aus den Darstellungen der Bilderschriften denselben Vorgang feststellen, nur daß die den Mais bzw. die Erde darstellenden Menschen wirklich dem Tode überliefert wurden. Man sieht dort in einer Bilderschrift z. B. einen hohen Mastbaum mit einem rechteckigen Gestell auf der Spitze, auf dem vier als Vögel verkleidete Menschen sitzen. Daß diese als Maisgötter vom Himmel herabkommen sollen, kann man aus einem noch heute in der atlantischen Küstengegend gebräuchlichen, halb religiösen Fliegerspiel ersehen, bei dem gleichfalls vier Menschen von einer solchen sich drehenden Plattform auf der Spitze eines bis 20 Meter hohen Mastbaums an sich allmählich abwickelnden Stricken in immer weiter ausgedehnten Kreisen auf die Erde herabschweben. In dem genannten Bilderkodex steht neben der Stange mit den vier Gestalten ein leiterartiges hohes Gestell im Erdboden, an dessen oberem Ende ein Mann mit

ausgebreiteten Armen und Beinen festgebunden ist, den untenstehende Leute mit Pfeilen beschießen. Ein alter Bericht erzählt nun, daß die Erd- und Mondgöttinnen einst mit ihren Gefangenen, die sie bei einem andern Volke erbeutet hatten, die aber zugleich ihre Männer waren, zu einem Fest gingen und den Gefangenen eröffneten: ‚Wir werden mit euch die Erde begatten, mit euch ein Fest ausrüsten und euch mit Pfeilen erschießen.‘ Man hat längst erkannt, daß das Erschießen mit Pfeilen eine sinnbildliche Darstellung der Paarung ist und daß die Stellung mit ausgebreiteten Armen und Beinen das Empfangen der Frucht bedeuten soll. In derselben Haltung mit ausgebreiteten Armen und Beinen steht z. B. am Erntefest der die Erd- und Mondgöttin darstellende Priester am Fuß der Pyramide des Sonnengottes, um ihren Sohn, den Maisgott, zu empfangen und zugleich zu gebären. Die von Himmel herabgekommenen Maisgötter werden also, wie wir es bereits bei den Huichol kennengelernt haben, durch den Samen befruchtet, und folgerichtig trägt der sonst männliche Gott für diesen Akt ein Weiberröckchen aus Blättern, da er dabei die Erde selbst vorstellen soll. Der ganze Vorgang des Naturgeschehens wird als etwas Natürliches und Unvermeidliches von der Erd- und Mondgöttin angeordnet, ebenso wie sie ja auch bei den Cora selbst ihren Sohn, den Maisgott, dem Feuer überantwortet. In diesem Falle werden die Geopferten als ihre Gefangenen bezeichnet, weil meist nur Kriegsgefangene den Göttern geopfert wurden, und daß sie tatsächlich ihre Männer sind, ersehen wir daraus, daß dieselben Gestalten in den Bildern des Erntefestes in langer Reihe mit großen Phallen versehen auf die Göttin zukommen.

Das altmexikanische Opfer durch Erschießen wird in manchen Bilderschriften noch durch die Darstellung eines Kampfes ergänzt, wobei der Gefangene auf einer Art Mühlstein steht und sich mit unzureichenden Waffen gegen zwei voll bewaffnete Männer zu verteidigen hat. Dazu wurden nur besonders kräftige Gefangene ausgewählt, damit der durch den Winter verbrauchte und abgenutzte Dämon der Erde und des Maises sich immer noch als stark und kräftig erweise und die Gewähr für ein gedeihliches Wiedererstehen und Hervorbringen der Saaten liefere. Auch dieser Akt war bereite als eine Befruchtung gedacht, weil der Gefangene mit dem ‚Lebensmittelseil‘ in dem Loche des Steins angebunden war, das als der Zugang zum Erdinnern galt.

Wir brauchen dieses Frühlingsfest der alten Mexikaner nicht weiter zu verfolgen, weil der bisher festgestellte Verlauf und Ideengehalt einen genügenden Anhalt für die Erklärung des Sonnenfestes der Prärie-Indianer bietet und beider geschichtliche Verwandtschaft nahelegen wird. Die ursprünglichste Schilderung, die wir von ihm besitzen, liefern uns die Mandan-Indianer, die früher am oberen Missouri wenig oberhalb der Mündung des Yellowstone-Flusses saßen. Der Maler George Catlin hat das Fest vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst beobachtet und unter Beigabe ausgezeichneter Bilder eingehend beschrieben. Aber auch der deutsche Forscher Maximilian, Prinz zu Wied, gibt auf Grund mehrerer anderer Augenzeugen einen anschaulichen Bericht darüber. Natürlich ist der Verlauf des Festes anders als das, was wir bisher von Frühlingsfest der altmexikanischen Indianer gehört haben, aber die Ähnlichkeiten und vor allem der ganze Ideengang läßt eine geschichtliche Verbindung mit Mexiko vermuten.

Vor allem scheint die erste der drei Seiten des Festes, nämlich die Feier des Andenkens an die Flutkatastrophe, gar nicht in Mexiko in Verbindung mit dem Feste vorzukommen. Indessen bildet sie einen zugehörigen Bestandteil der übrigen Zeremonien, zumal ein großer Teil davon um das Abbild des ‚großen Kanu‘ stattfand, das mitten auf dem Dorfplatz vor der großen Medizinhütte stand. Es war ein zylindrischer oder faßartiger Behälter von 2 bis 3 Meter Höhe aus Brettern, die in die Erde gegraben und mit Schlingpflanzen oder Zweigen umwunden waren. Darin habe sich bei der großen Flut der erste und einzige Mensch (Numokmúckana) auf einem hohen Berg im Westen gerettet. Auch die mexikanischen Huichol fertigen zur Regenzeit eine solche Arche aus einem ausgehöhlten Baumstamm als Opfer für die Erd- und Mondgöttin an. Diese hatte nach der Erzählung einen Menschen von dem Eintreten einer Flut benachrichtigt und ihn ein solches Fahrzeug bauen lassen, um ihn zu erretten.

Es ist hier nicht der Ort, die Flutsagen ihrem mythischen Inhalt nach zu vergleichen und zu deuten. Es ist aber notwendig, darauf hinzuweisen, wie die Verbindung der Flutmythen mit dem Frühlingsfest zustande kommt. In der erwähnten Huicholmythe wird das Opfer der Arche im Beginn der Regenzeit dargebracht mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch viel Regen zu erhalten. Der Beginn der Regenzeit ist aber zugleich der Anfang der Aussaat, so daß das Andenken der Flut unmittelbar auf die Saat Bezug nimmt. Hat doch auch der gerettete Mensch alle Arten Samen mitgebracht, um sie nach der Landung des Fahrzeugs auf der wohl durchfeuchteten Erde auszusäen. Ähnlich verhält es sich aber auch mit der Flutmythe der Mandan.



Obwohl hier der Zweck der Erinnerungsfeier der sein soll, durch ein Opfer von schneidenden Werkzeugen ins Wasser – denn mit solchen Werkzeugen sei das große Kanu gebaut worden – eine Wiederholung der Flut zu vermeiden, so ist doch auch hier die Zeit des Festes durch ein Ereignis der Flutsage gegeben: die Weiden müssen ausgewachsene Blätter haben, denn die von dem geretteten Menschen ausgesandte Taube brachte einen solchen Zweig damals zurück. Mit Bündeln von Weiden sind auch die Büffeltänzer auf dem Rücken bepackt, die in der zweiten Hauptzeremonie eine besondere Bedeutung haben; mit solchen Zweigen ist die Medizinhütte ausgeschmückt, und Weidenzweige befinden sich in den Händen mancher anderer an den Zeremonien beteiligter Personen und der Zuschauer. Es handelt sich also auch bei den Mandan um die Zeit der Aussaat, obwohl bei dem ganzen Fest niemals von Aussaat die Rede ist, und ich habe schon an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß das Ende der Flutmythen in Mexiko und den Vereinigten Staaten, soweit Angaben vorliegen, auf den Frühling hinweist.

Einige Worte müssen wir nun zunächst dem ‚ersten und einzigen Menschen‘ Numokmúckana und dem bösen Geiste Okihide widmen, die beide an dem Feste auftreten und in ihrem Wesen große Ähnlichkeit mit dem ‚älteren Bruder‘ Hatsikan, dem Morgenstern der Cora, und seinem Bruder Sáutari, dem Abendstern, haben. Hatsikan und Sáutari sind die Söhne des Sonnengottes und der Erd- und Mondgöttin. Von ihnen ist der erstere gewissermaßen der aktive, der andere, Sáutari, der passive Maisgott, der im Frühling auf die Erde gesandt wird. Hatsikan legt mit Hilfe der anderen Sterne, die als Hirsche aufgefaßt werden, auf wunderbare Weise ein ungeheures Maisfeld an und kehrt dann im Herbst wieder zum Himmel zurück, das Feuer mit sich nehmend. Mit diesem Feuer ist das im Herbst schwächer werdende Sonnenfeuer gemeint, das sich in dem dafür reicher werdenden Sternenfeuer offenbart. Von Sáutari, der als Maiskorn gesät wird, dann aufgeht, als Mais wieder ersteht, schließlich bei der Ernte im Feuer getötet, dann aber doch wieder lebendig wird und an seinen Sternenhimmel zurückkehrt, haben wir bereits das Nähere erfahren. Über Hatsikan ist aber noch eine wichtige Tatsache zu berichten. Er hat nämlich die Menschen die Zeremonien gelehrt, die besonders das Gedeihen der Saaten zur Folge haben, und er selbst kommt bei jedem Feste zu den Menschen, um in Person die Zeremonien anzuführen, d. h. er wird durch einen Knaben bei den heiligen Handlungen dargestellt, da er als kleiner Knabe gedacht wird.

In die Augen springt nun besonders der Umstand, daß auch Numokmúckana, der Sohn des in der Sonne wohnenden Herrn des Lebens, das Fest bei den Mandan eingeführt hat und nun jedes Jahr von seinem hohen Berg im Westen, wo das Kanu nach der Flut gelandet war, über die Prärie in das Dorf kommt, um die das ganze Jahr verschlossene große Medizinhütte für das viertägige Fest zu öffnen, sie instandzusetzen, die Opfer der schneidenden Werkzeuge für das Wasser zur Vermeidung einer neuen Flut einzusammeln und die Prüflinge für die Marterung zu besichtigen. Nach Catlin verschwindet er dann wieder am nächsten Tag, bevor die Büffeltänze beginnen, übergibt aber vorher dem Leiter der Zeremonien die heilige Medizinpfeife, die er mitgebracht hat und die diesen befähigen soll, die Tätigkeit des später auftretenden Okihide, des bösen Geistes, zum Wohlergehen der Menschen zu regeln.

Von der Kleidung Numokmúckanas ist nur als wichtig zu erwähnen, daß er nach dem Prinzen zu Wied ‚auf dem unteren Teile seines Rückens ein Stück Holz trägt, woran der Schwanz einer Bisonkuh befestigt ist‘. Nach einer Erzählung ist dieser Schwanz aber eigentlich ein ungeheurer Phallus, mit dem Numokmúckana zum Erstaunen aller geschlechtliche Wunderdinge ausführte, als ihn ein fremdes Volk durch Überlassung vieler Weiber töten wollte. Er hat also die Natur eines Büffels, der, wie wir sehen werden, mit dem Mais identisch ist, und ist demnach auch nach dieser Richtung mit dem aktiven Maisgott Hatsikan zu vergleichen.

Noch deutlicher und einfacher ist der Vergleich Okihides mit Sáutari. Okihides Aufgabe ist nämlich, mit seinem großen Phallus die um die Arche tanzenden Büffel zu bespringen, was die zweite Hauptzeremonie des Festes ausmacht. Er ist also der Büffelstier, was noch dadurch hervorgehoben wird, daß er an einer dünnen Hüftschnur hinten einen Büffelschwanz trägt und daß ihm z. B. auch vorn am Grunde seines langen hölzernen Phallus Büffelhaare an der Hüftschnur sitzen. Nach einer Erzählung besteht sein Körper aus Büffel Fleisch, von dessen Fett eine Jungfrau genießt und dadurch einen Heilbringer zur Welt bringt. Auch Okihide steht gleich dem Brüderpaar Hatsikan-Sáutari mit Numokmúckana bald in enger Gemeinschaft, bald im Gegensatz, indem er z. B. durch das Vorhalten der Numokmúckana gehörigen Medizinpfeife vom Leiter der Zeremonien zeitweise gelähmt wird, damit er nicht Gewalt über die zuschauenden Weiber erlangt. Zur Sonne steht er ebenfalls in guten Beziehungen, denn er gibt ihr durch Zeichen zu verstehen, wie gut man ihn behandle und wie töricht es von ihr sei, so weit entfernt zu bleiben. Gleich Numokmúckana kommt er von

Westen aus der Prärie herbeigelaufen, sein Körper ist nackt und ganz schwarz bemalt, nur, daß weiße Ringe überall darüber verstreut sind. Der Name ‚Eule‘, den ihm Catlin gibt, deutete ebenso darauf hin, daß er ein nächtliches Wesen ist, vielleicht der Sternenhimmel, und ebenso vom Himmel als Gesandter herabkommt wie Numokmúckana.

Schließlich sind auch die Büffeltänzer, die durch ein übergehängtes Büffelfell mit Schwanz und Kopf als solche kenntlich gemacht sind, keine Darsteller gewöhnlicher Büffel. Sie tragen nämlich, abgesehen von ihrer sonstigen Bemalung, das Gesicht eines Kindes auf dem Leibe, dessen Mund der Nabel des Betreffenden bildete. Am ersten kann man dabei wohl nach allem, was wir noch hören werden, an die Geburt des zu erwartenden Maisgottes denken. Außerdem aber tanzen zwischen den vier, nach den vier Richtungen aufgestellten Büffelpaaren, in demselben Tanzschritt je eine merkwürdige Gestalt mit demselben Stab und derselben Rassel wie die Büffeltänzer in den Händen. Zwei von diesen waren vollständig schwarz bemalt und wurden die Nacht oder das Firmament genannt, während zahlreiche weiße Federn auf den Körpern die Sterne hießen. Die beiden andern, vom Kopf bis zu den Füßen rot bemalt, stellten den Tag dar, und weiße, senkrechte Streifen waren die Geister, die von den Strahlen der Sonne des Morgens fortgejagt wurden. Sie verkörperten also die Natur der Büffel sowohl wie die des ‚bösen Geistes‘ Okihide, der als nächtliches Wesen gefürchtet, trotzdem aber täglich angefleht wurde, zum Feste herbeizukommen.

Weshalb darf man nun schließen, daß Okihide und die Büffel Maisgötter sind? Von unseren Quellen gibt nur der Prinz zu Wied etwas Einschlägiges an. Der im Monde wohnenden ‚Alten, die nie stirbt‘, wird zur Einweihung der zu pflanzenden Feldfrüchte das Mais-Medizin-Fest der Weiber gefeiert. Dazu hängt man viel trockenes Büffelfleisch als Opfer an lange Stangengerüste. Die älteren Weiber, die Repräsentantinnen der ‚Alten‘, denen nachher das aufgehängte getrocknete Fleisch gehört, tanzen und machen andere Zeremonien mit Stöcken, auf deren Spitze ein Maiskolben gespießt ist. Dann kommen die Jüngeren und stecken ihnen etwas trockenes, pulverisiertes Büffelfleisch in den Mund, wofür ihnen wieder jene ein Korn von dem geweihten Mais zu essen und ein paar andere Körner zur Mischung unter den Saatmais geben. Im Herbst wird dieselbe Maismedizin wiederholt, aber nicht, um Mais zu erhalten, sondern um die Bisonherden anzuziehen. Sie haben dabei eine ganze Maispflanze im Arm und nennen den Mais und gewisse Vögel, die das Sinnbild der Feldfrüchte sind, mit dem Namen der ‚Alten, die nie stirbt‘, indem sie ihr zurufen: ‚Mutter, habe doch Mitleid mit uns! Schicke uns die strenge Kälte nicht zu früh, damit wir Fleisch behalten! Lasse doch nicht alles Wild fortziehen, damit wir für den Winter auch etwas haben!‘

Die Identität von Büffel und Feldfrüchten tritt hierin schon ziemlich deutlich zutage, weil beides unter der Obhut derselben Maisgöttin steht, die also mit beiden gewissermaßen identisch ist. Im weiteren Verlauf des Festes wird uns das noch viel klarer werden. Es sei aber zum Belege wenigstens noch der Mythos der kulturverwandten Arikara von der Auffindung des Maises erzählt. Ein Jäger beobachtete einen Büffel, der vier Tage lang an derselben Stelle stand, nur nacheinander mit dem Kopf nach Norden, Osten, Süden, Westen gerichtet. Stets wartete der Jäger vergebens, daß jener sich von der Stelle entfernen und er dadurch zum Schuß kommen könnte. Am fünften Tag war auf einmal der Büffel verschwunden, aber an seiner Stelle stand eine seltsame Pflanze, ohne daß irgendeine Spur des Büffels nach einem anderen Orte sich finden ließ, außer der, die er bei den Drehungen hinterlassen hatte, und einer einzigen Spur in der Mitte, aus der die Maispflanze – denn diese war ihnen dadurch gegeben – aufgesprossen war.

Nachdem so die Identität von Mais und Büffel und die Paarung als ein Mittel zum Hervorbringen der Vegetation erwiesen ist, wird uns das Schicksal Okihides zu weiteren Schlüssen verhelfen. Nach diesem Akt wird er allmählich, erschöpft wie er ist, immer mehr von den Frauen bedrängt und versucht, auf die Prärie zu entkommen. Das gelingt ihm aber erst, nachdem ihm von einer Frau sein langer hölzerner Phallus geraubt worden ist, den sie nun, von zwei alten Frauen auf jeder Seite begleitet, im Triumph ins Dorf zurückbringt. Sie wird von ihren vier Begleiterinnen auf die Medizinhütte gerade über der Tür gehoben und redet die Menge an: sie halte die Kraft der Erzeugung und auch die Macht des Lebens und des Todes über sie. Sie sei der Vater aller Büffel und könne sie nach Belieben veranlassen, zu kommen oder fortzubleiben.

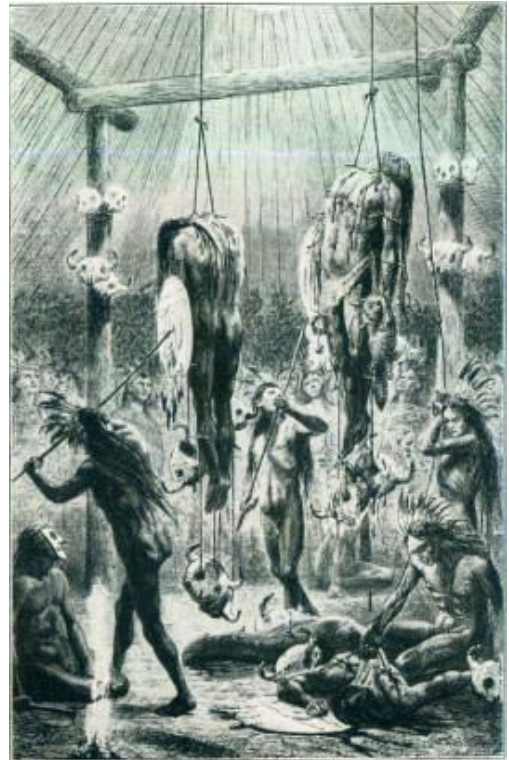
Daß diese Frau die Rolle der ‚Alten, die nie stirbt‘, spielt, dürfte außer Zweifel sein. Sie ist es im Grunde, die Okihide zu seiner erzeugenden Tätigkeit gesandt hat und ihm nach Vollbringung seines Auftrags sein magisches Instrument, den Phallus, wieder abnimmt, da sie eben in der Tat die Herrin über die Vegetation und die Büffel und demgemäß über Leben und Tod der Menschen ist. Bekräftigt wird diese Auffassung durch das letzte, in der Nacht nach dem vierten Feiertage stattfindende ‚Fest der Büffel‘. Ein Ausrufer geht

durchs Dorf und verkündet, daß die ganze Regierung der Mandan sich nun in den Händen einer Frau befinde, daß die Häuptlinge in dieser Nacht alte Frauen seien und niemand seine Hütte verlassen dürfe. Das Wesentliche der Zeremonien besteht darin, daß jene Frau, die Besiegerin von Okihide, mit ausgewählten Genossinnen laszive Tänze vor dem Leiter der Zeremonien, den nun ohne Tracht und Bemalung teilnehmenden Büffeltänzern und wenigen anderen beim Fest tätig gewesenem älteren Häuptlingen aufführt und sie nacheinander zur Paarung in der Prärie auffordert. Obwohl von Catlin ausdrücklich gesagt wird, daß der Name ‚Fest der Büffel‘ von der Teilnahme der acht Büffeltänzer herrührt, so ist der Sinn der Begattungszeremonien auch hier natürlich ein Vegetationszauber, und sie sind ganz dazu geeignet, die eigentliche bedeutende Idee des Festes zu beleuchten. Hier zeigt sich die ‚Alte, die nie stirbt‘, in der Gestalt der betreffenden Frau und deren Genossinnen, selbst als Mais, d. h. als Büffel, wie ja auch bei den Cora und den alten Mexikanern die Erd- und Mondgöttin zugleich der Mais ist. In dem sexuellen Akt nimmt sie nun selbst die Saat in ihren Erdschoß auf.

Es bleibt noch die dritte Hauptzeremonie des ganzen Festes zu betrachten; die Marterzenen, die in ihrer äußeren Gestaltung besonders an das mexikanische Frühlingsfest anzugliedern sind. Catlin sagt, daß sich dieser Marter alle jungen Leute unterziehen mußten, die zu Kriegern befördert werden sollten, und daß man durch die Beobachtung der Art, wie sie die Peinigungen klaglos ertrugen, und der Zeit, wie lange sie sie, ohne in Ohnmacht zu fallen, auszuhalten vermochten, die einzelnen Individuen als künftige Führer auf Kriegszügen auserlesen konnte. Das alles scheinen aber nur Umbiegungen der ursprünglichen Idee der Martern zu sein, zumal die nordamerikanischen Indianer, abgesehen eben vom Sonnentanz und dem Opfer von Fingergliedern, die übrigens bei diesem Fest auch vorkamen, blutige religiöse Martern wenig kannten, während derartiges bei den alten Mexikanern etwas ganz Gewöhnliches war. Jedenfalls würde auch die Marterung aus dem Zusammenhang des sonst einheitlichen Festes ganz herausfallen, wenn nichts weiter als eine Art Mannbarkeitsprobe dahintersteckte.

Zur Beurteilung der Martern muß folgendes dienen. Die Überwinderin Okihides, d. h. die Erd-, Mond- und Maisgöttin gibt den Befehl zum Beginn der Martern und läßt dazu die Büffel- und Menschenschädel, die bis dahin auf dem Boden der Medizinhütte in Reihen gelegen haben, an die Pfosten der Hütte hängen. Von ihr also insbesondere geht die wohl als Hauptszene des ganzen Festes zu betrachtende Marterung aus, ganz ebenso wie die mexikanischen vier Erd- und Mondgöttinnen ihre Gefangenen, eigentlich ihre Männer, als Opfer erschießen lassen. Wie bekannt, werden die Krieger der Mandan mit Riemen, die man durch das Brust- und Rückenfleisch zieht, zur Decke der Medizinhütte in die Höhe gezogen. Diese seltsame Art der Marterung entspricht dem Herabkommen des Maisgottes, wie wir es bei Numokmúckana, bei Okihide, den Büffeln überhaupt, aber auch bei dem mexikanischen Frühlingsgott, der zum Erschießen oben auf einem Gerüst festgebunden wird, und bei seinen Verwandten im mexikanischen Kulturkreise gesehen haben. An beiden Beinen der so in die Höhe Gezogenen hängen auf dieselbe Art, wie der ganze Körper an der Decke befestigt ist, je ein Büffelschädel. Dadurch soll die Identität des aufgehängten Menschen und des Büffels, beides Verkörperungen des Maises, betont werden. Der Büffel ist aber wie die Mond- und Erdgöttin zugleich die Erde, und wenn später die Krieger in rasendem Lauf, schließlich ohnmächtig, von je zwei Männern um die Arche geschleift werden, bis die Büffelschädel sich von selbst von den Beinen lösen, so kommen sie dadurch in die engste Berührung mit ihr wie das Samenkorn, das der Erde übergeben wird, um darin zu sterben, dann aber wieder zu neuem Leben zu erstehen.

In der Tat ist der Sinn der Martern kein anderer als der, daß die Menschen als Vertreter des Saatkorns sterben sollen. Daraus erklären sich vielleicht auch die Büffel- und Menschenschädel und die fortgesetzte jammernde Klage des Leiters der Zeremonie an der Arche, von der der Prinz zu Wied berichtet.



Marterung der Jünglinge beim Frühlingsfest  
der Mandan-Indianer